

Objektyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Bubenbergrasse 10, Bern. Druck: G. Iseli, Bern.

Eisenbahn und Sprache.

Einen Schutzwall gegen die von Norden her drohende geistige und politische Ueberfremdung der deutschen Schweiz hat einer unserer Staatsmänner kürzlich unsere schweizerdeutsche Mundart genannt und damit gewiß Begeisterung geweckt bei den schwärmerischen Freunden dieser unserer Muttersprache, bei Kennern der Verhältnisse aber wohl eher Bedenken; denn wenn unsere geistige Unabhängigkeit nicht sicherer begründet ist als dieser „Schutzwall“, so steht es schlimm mit ihr. Wohl ist uns das Schweizerdeutsche noch in allen Ständen Sprache des persönlichen Verkehrs, aber früher war es eben mehr als das, und allerlei Anzeichen sprechen dafür, daß es vielleicht auch das nicht mehr gar lange sein werde, daß es verschwinde.

An zwei an sich unbedeutenden Einzelfällen läßt sich beobachten, wie wir Deutschschweizer, auch wenn wir ganz unter uns sind, mundartliche Formen allmählich opfern zugunsten der schriftsprachlichen. Die Beispiele stammen freilich aus dem Gebiete der Eigennamen und können daher nicht in jeder Beziehung als bezeichnend gelten für die gesamte Mundart, aber zur Sprache gehören sie eben doch auch, und gerade an diesen Beispielen von Ortsnamen läßt sich ein Hauptgrund des Aussterbens mundartlicher Formen beobachten: der heutige Verkehr, und sein Hauptmittel: die Eisenbahn, aber auch die menschlichen Schwächen, die von innen her unterstützen, was äußerer Zwang mit sich bringt: Bequemlichkeit und Eitelkeit. Der Eisenbahnverkehr richtet sich nach dem gedruckten Fahrplan, die Sprache dieses Fahrplans ist natürlich schriftdeutsch; wir schreiben und drucken auf Papier, und man kann sagen, die Sprache des Bahnverkehrs sei papieren. Das macht sich geltend sowohl in der lautlichen Form der Ortsnamen als in ihrem Gebrauch im Sprachbau.

Zunächst eine Papierblume der ersten Art, ein Beispiel, das dem Verfasser zufällig nahe liegt. Wer aus dem blühenden toggenburgischen Dorfe Flawil stammt, dessen schriftdeutsche Namensform und ungefähre Lage heute doch fast jeder Schweizer von durchschnittlicher Volksschulbildung kennt, der wird auf die Frage nach seiner Herkunft stolz antworten: „Vo Flówil“, mit langem, offenem o, wie es der Ostschweizer spricht in Obed, Schof, Stroß, (also ja nicht etwa geschlossen wie im Namen jenes zierlichen Kerbtierchens), und mit dem Ton auf der ersten Silbe. Dieses freudige Bekenntnis erweckt vielleicht beim Bürger einer Nachbargemeinde ein ihm nur allzu verständnisvolles Lächeln: „So sol,

vo Flöbel“ (das o wie in Flowil), aber außerhalb der Ostschweiz, schon in Zürich, begegnet es merkwürdig verständnislosen Gesichtern, bis es einem der welterfahreneren oder gebildeteren Zuhörer, etwa einem Geschäftsreisenden oder Lehrer aufdämmert: „Uha! Vo Flawil“, mit kurzem a in der ersten und dem Ton auf der gedehnten zweiten Silbe. Und der wackere Flawiler, also „korrigiert“, bestätigt entgegenkommend: „Ja, vo Fláwil“, also mit langem a und dem Ton auf der ersten Silbe; aber ein bißchen ärgert's ihn doch, den heimelig klingenden Namen seines Heimatortes so „verpapiert“ oder „verschwäbel“ zu hören und dabei selbst ein wenig mithelfen zu müssen; er weiß doch, was „richtig ist“ und „wie man sagt“. Uebelnehmen aber darf er's natürlich nicht; denn die andern können nichts für diesen „Fehler“, ja er macht es selber ganz ähnlich, wenn er einen Eidgenossen, der sich von Burdlef erklärt, „verbessert“: „Ach so! vo Burgdorf!“

Wir haben also von einem einzigen Namen gleichzeitig vier Formen im mündlichen Gebrauch, der Vertraulichkeit nach geordnet: Flöbel, Flówil, Fláwil, Flawil. Die erste klingt dem Flawiler nur zu vertraulich, geradezu etwas verächtlich, man hört sie auch nur noch ganz selten und wohl nur in besonders freundlich gesinnten Nachbargemeinden. Z. B. pflegte ein kürzlich verstorbenen alter Gofauer — zu diesen Leuten war das Verhältnis aus Gründen des Glaubens früher besonders „freundnachbarlich“ — zu erklären: Wenn die Stickerie (die Hauptindustrie Flawils) gut geht, so sagt der Flawiler, er sei „vo Flawil“; geht sie schlecht, so ist er „vo Flöbel“. — Die am Orte selbst und auch in der nähern und weitem Umgebung noch durchaus herrschende Form ist Flówil, aber schon im Zürichbiet sagt man meistens Fláwil, und im Verkehr mit solchen Leuten sagt auch der Flawiler Fláwil, mit dem Stammlaut a des Fremden und der einheimischen Betonung auf der ersten Silbe. Flöbel ist entstanden aus Flówil durch nachlässige Aussprache, Flawil ergab sich, indem man nach dem Schriftbilde sprach und in Anlehnung an die zahlreichen wirklich auf wil betonten Namen die Betonung verlegte (es sind freilich meistens dreisilbige, aber diese sind häufiger, und unter ihnen sind einige besonders wichtig; die zweisilbigen werden meistens auf der ersten Silbe betont); Fláwil endlich ist das Ergebnis eines „Verständigungsfriedens“ zwischen dem einheimischen Flówil und dem fremden Flawil. Aber beide Formen mit a muten den „rechten“ Flawiler steif und kalt an, er friert fast ein wenig bei ihrem Klang. Wer hat die fremde Form gebracht?